

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Hesselbach, Karl: Die Seele der Heimat - meine Seele

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Die Seele der Heimat — meine Seele!

Von Karl Hesselbacher.

Wor kurzem las ich eine Schilderung des Lebens des schwäbischen Dichters Hölderlin. Da meinte der Schriftsteller, der das Büchlein geschrieben hat: „Hölderlins Heimat war das schwäbische Tulland mit seinen weiten, lachenden Ebenen, durch die der freundliche Strom zieht. In der weiten Ferne grüßen blaue Berglinien. Überall dringt der Blick in ein grenzenloses welliges Land, das umsäumt wird von lichten Wolken, die sich niederstrecken auf die zarten Hügelkuppen. Kein Wunder, daß Hölderlin sein Lebenlang etwas in sich hatte von dem Zug in die Weite, von dem großen Sehnen nach dem fernen seligen Land, in dem alles Harmonie, alles Licht und alles Wohlklang ist! Wer in solchem Land aufgewachsen ist, der weiß zu erzählen von der Sehnsucht, die sich ausdrückt in dem Liede: Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel, flög' ich auf zu meinem Stern!“

Ob wirklich diese tiefe, sehnsuchtsvolle Seele des Dichters aus dem Land der zarten Hügelwellen und der weiten Fernblicke her stammt, weiß ich nicht. Ich denke, sie wurzelt in tieferen Tiefen. Aber eins ist gewiß: diese in seinem Innersten schlummernde Wesensart, die sich in wundervollen Träumen weit weg über den Tag und die Not des Tages hineinwagen konnte in ein Land der Seligen, ist durch sein Heimatland mächtig gefördert worden. Die Seele dieses Heimatbodens hat wirklich zusammengeklungen mit der Dichterseele, und darum ist sein Lied eins, das auf silbernen Saiten gespielt zu sein scheint, weil es wie aus tiefen Erdgründen heraufdringt. Der „Wohlklang des säuselnden Hains“ war die Musik, die des spielenden Kindes Ohr rührte, und der „Sonnengott, der, wie ein Jüngling mit feurigen Locken, zu fernen Ländern wegsinkt“, ist das zauberische Bild gewesen, das von den Hügeln Württingens sich dem Auge des Knaben bot, und dem er wohl mit erhobenen Händen nachstrebte!

Die Seele der Heimat schläft in unserer Seele, und sie tut manchmal die Augen auf, dann, wenn wir's am wenigsten spüren. Aber ihre Augen sind tief und leuchten. Wer in sie hineinschaut, der blickt in Wunder des Lebens hinein. Habt ihr noch nie etwas erlebt von diesem Wunder? Nun, dann laßt euch fragen: was zieht euch so stark hinaus zu den ganz einfachen schlichten Menschen, die in einem „weltvergessenen Winkel“ wohnen? Warum sagt ihr: „Da trifft man doch wieder Menschen — in der Stadt sind's ja nur angekleidete Puppen!“ Ist's nicht deshalb, weil aus diesen stillen Gesichtern, aus diesen festgemeißelten Köpfen, aus diesen hart-

geschafften Händen eine ganz besondere Sprache herauskommt: die Sprache der Heimatseele.

Es war vor einigen Jahren. Da besuchte ich einen lieben Freund im Schwarzwald. Am Sonntag morgen saß ich auf der Empore seines Dorfkirchleins, um seiner Predigt zu lauschen. Aber ich gesteh' es ehrlich: ich habe viel mehr in den Gesichtern der Männer studiert, die mit mir auf derselben Bank saßen. Wie prachtvoll die scharfgeschnittenen Züge, die tiefen blauen Augen, die buschigen Augenbrauen, das wallende weiße Haar! Da redete eine besondere Sprache: die Sprache von Männern, die aus den Höfen an den Verglehen kamen. Dort haben sie schweigen gelernt. Darum waren ihre Lippen schmal und aufeinandergepreßt. Dort haben sie sinnen gelernt. Darum lagen ihre Augen tief und leuchteten wie Karfunkel im Dunkeln. Dort haben sie stillhalten gelernt in langen Frühlingssturmtagen, wenn der Föhn durch den festeren Tannenwald braust. Drum waren ihre Hände ineinandergefaltet, als sagten sie: „Wie Gott will!“ Dort haben sie eine zähe Arbeit gelernt, wenn die Sommerhitze auf den gerodeten Hängen liegt oder wenn die Vöche im Frühling kommen, um ihre Necker in die Tiefe zu reißen und Matte um Matte gestüßt werden muß durch einen festen Flechttag. Drum waren die Fäuste groß und die Finger wie von Eisen! Die Sprache der Heimatseele war die Sprache einer verborgenen Kraft, die nicht biegt und nicht bricht. Wer ihr lauscht, dem ist es, als sängen uralte Lieder um ragende Felsen und um springende Wasser von Menschentruz und Menschenhärte und doch wieder von tiefem Glauben und stolz getragendem Leid. In wessen Seele solch ein Heimatlied klingt, der ist selig zu preisen. Der geht als ein Begnadeter durch die Welt der Tränen und des Sonnenscheins.

Und wer einmal Einfuhr hält in einem Pfälzer Dorf — hei, wie dem das Herz lacht! Die Hände recken sich dir wie von selber entgegen, und das erste Wort ist ein Scherz. Aber einer, der dir nicht weh tut! Du wirst selber mitlachen, wenn dich der lustige Pfeil trifft. Und die Lieder flattern durch die Straßen wie die schwingenden Schwalben, manchmal ein altes, gutes Volkslied, manchmal irgendein Trällern aus einer neuen Operette, das der Soldat oder das Dienstmädchen aus der Stadt mitgebracht hat. Aber immer kommt das Singen aus einem hellen Herzen, dem das Lachen angeboren ist. „Der Pfälzer ist leicht wie sein Sandboden und spritzig wie sein Wein!“ so sagt man in den Bergen, wo der Ernst daheim ist und die Freude ein seltener Gast. Und „der Pfälzer ist fröhlich wie die Wellen des Rheins und trägt sein Bündel auf leichter Achsel, so wie sein Hopfen an den langen Stangen hinaufklettert!“ rühmt sich der muntere Menschenschlag. Sie



haben recht. Die Seele der Heimat geht durch all die Dörfgassen, die so breit und sauber in der weiten Ebene sich hinziehen, und es ist, als ob ein Wanderburſch da hindurchginge mit der klingenden Zupfgeige am blauen Bande und beim Schreiten fährt er über die Saiten, daß es juchzt in den blauen Himmel hinein. Es ſind Glückskinder, die Männer, durch deren Leben dieſe ewige Frühlingsſeele lacht!

Es iſt ein Gotteswunder, wie wir ein Teil des Allerbeſten unſeres Lebens aus unſerer Heimatſeele herausleben. Drum tun mir die „Allerweltsmenſchen“ von Herzen leid, die überall und nirgends zu Hauſe ſind und nirgends einen Fleck Welt haben, an dem ſie feſtſitzen: „Da gehöre ich hin!“ Einmal habe ich mit einem nachdenklichen jungen Arbeiter meiner Südstadt geſprochen über Vaterland und Heimatliebe. Der ſagte geſaſſen: „Ich halte es mit dem alten Sprüchlein: Wo es mir gut geht, da iſt mein Vaterland!“ Erſchrocken ſah ich ihn an: „Das iſt nicht Ihr Ernst! Denn das paßt nicht zu Ihnen. Sie ſind mir zu gut für dieſe armſelige Philiftergeſinnung. Die laſſen Sie den Satten und Faulen!“ Er aber fuhr fort: „Warum ſoll ich mein Vaterland lieben? Meiner Sprache hören Sie an, daß ich aus dem Oſten ſtamme. Aber dort bin ich nicht daheim, denn wo ich geboren bin, war mein Vater nur ein halb Duzend Jahre als Ziegeleiarbeiter auf einem großen Gute anſäßig. Er ſelbſt ſtammt aus dem weſtlichen Rheinland. Ich habe meine Lehrjahre in Hamburg zugebracht, und ſeit fünf Jahren ſtecke ich hier in Karlsruhe in einer Maſchinenfabrik. Sagen Sie, wo iſt meine Heimat? Ich weiß nicht, was das iſt, Heimat!“ Damals iſt mir das dunkle Leid klar geworden, das über ſo vielen unſerer Männer liegt, wenn ſie aus den dunklen Torbögen ihrer Fabriken kommen. Warum ſind ſie ſo freudlos? Weil ihre Seele heimatlos durch die Lüfte flattert und vergeblich den Fleck ſucht, wo ſie ſich niederlaſſen kann. Sie haben die wunderbarſte aller Sprachen nicht gehört, das kleine unſcheinbare Wort „daheim“. Kein Wunder, daß es über ihren dunkeln Augen liegt wie eine Trauer, die ſie nicht ausſprechen können, und kein Wunder, wenn ihr Leben dahinläuft wie ein ſchwarzer Strom an nächtlichem Stadengemäuer.

Und am weheſten tun mir die Kinder in den Großſtädten, denen nie etwas aufſtrahlt von „Heimat“.

In der Unterrichtſtunde frage ich einen Bub: „Sag, was iſt denn das für ein Denkmal, das auf unſerem Marktplatz ſteht? Es hat die Form einer Pyramide!“ Und ich denke, er erzählt mir die Geſchichte vom Markgrafen, dem Gründer unſerer Stadt, der da unten ſeinen Schlaf ſchläft, wie er einſt unter einem Eich-

baum des Hardwaldes die Stadt im Traume ſah mit den Straßen, die wie die Strahlen der Sonne lauſen. Der Bub ſchüttelt den Kopf. Ich frage etwas ärgerlich: „Das hat dir deine Mutter gewiß ſchon vorgeſungen, wie du noch in der Wiege gelegen biſt!“ Da lacht er: „Ach, meine Wiege — iſt in Worms geſtanden. Und wo ich im nächſten Jahre ſein werde, weiß kein Menſch!“ Fragt ihr noch, warum die GroßſtadtKinder ſind wie die Späßen, die viel lärmern, aber keinen Ton ſingen können? Gebt ihnen die Seele, die ihnen fehlt, die Seele einer Heimat, und auch ihr Herz wird den Ton finden von dem ewigen Liede Gottes!

Drum hängen wir an der Heimat, weil dort die Wurzeln unſeres Weſens liegen. Und dem u werdobenen Menſchen iſt die Heimat immer das Allerſchönſte, was auf Erden iſt. Mit heimlichem Lächeln denke ich meiner guten alten „Bachfriſin“. Wie die einmal mir erzählte, daß ſie in Wertheim geweſen ſei. „Iſt es schön dort?“ frag' ich. Sie nickt: „Wunderschön!“ — „Was hat Ihnen am beſten gefallen?“ Ich denke, ſie erzählt von dem roten Schloß, das wie ein Traum aus dem Mittelalter aus dem grünen Wald herausſchaut. Oder von dem Zuſammenfluß des Mains und der Tauber, die wie zwei Silberſchwäne dort nebeneinander durch das lichte Tal ſchwimmen und ihre ſchlanken Hälſe ineinanderſchlingen. Aber das gute Weiblein ſagt: „Da in Wertheim liegen ſolch ſchöne Schiffelein, geradeſo wie bei uns drunten am Neckar in Hajmersheim liegen!“ Also darum iſt Wertheim ſo schön, weil es an die Heimat im Neckartal mahnt? Gute „Bachfriſin“! Du haſt recht. Wie ſingt unſer liebes Lied?

„Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand,
Da wird ihm zur Heimat das fernſte Land!“

Und heute noch hören wir mit herzlichſcher Bewegung, wie die Waldenſer drüben bei Pforzheim vor zweihundert Jahren ihre Dörfer nach den Heimatnamen genannt haben und das Pinache und Perouſe der Savoyer Alpen in den ſlachen Wieſengründen des Schwabenlandes ſeine Auferſtehung feiert. Die Heimat geht mit uns, wohin wir wandern, wie ein Bote Gottes, der uns hilft, unſer Beſtes zu hüten!

Wer ſich ſeiner Heimat ſchämen kann, der iſt mir wie ein Sohn, der ſich ſeiner Mutter ſchämt. Ich könnte ihn nimmer anſchauen. Und ſei ſie noch ſo ſchlicht und noch ſo verloren, — die Heimat iſt meiner Seele heiligſter Schmuck. Meint doch nicht, ihr müßtet die Sprache eurer Heimat verleugnen! Warum ſoll alles in dem verwaſchenen „Hochdeuſch“ untergehen? Unſere Heimatſprache hat ſo viele Perlen! Die dürfen nicht verloren gehen. Hört doch einmal den Baſler oder den Berner ſein urrecht deuſches Kraftwort ſagen: es iſt wie Landdrot nahrhaft

und fest, so schwarz es ist. Tausendmal lieber greif ich zu ihm, als zu dem faden Weißbrot im Stadtbäckerladen. Und wenn der Schwabe kommt mit seinem „Heidenei!“ und „Guck net übers Bergle — no kriegst auch keine auf d' Ras!“ seine schlichte Tagesweisheit bringt, ist mir zehumal so wohl, als bei der gedrecheltsten Stadtrede.

Wir bedürfen dieser Liebe zur Seele der Heimat. Gerade jetzt doppelt und dreifach! Unser deutsches Volk hat angefangen, seine Seele zu verlieren. Wir sind — wenigstens in den letzten Jahren vor dem Kriege — in der großen Gefahr gesteckt, ein Krämervolk zu werden. Der Tanz ums goldene Kalb ist der wichtigste Modetanz geworden. Und am deutlichsten hat sich's gezeigt in der Geringschätzung der Heimat! Wie ich in Italien war, besuchte ich den Leiter der deutschen Schule in einer der italienischen Großstädte. Mit mir zusammen trat ein Herr ein, der seinen Sohn zur deutschen Schule anmeldete. „Wie lange sind Sie schon hier?“ fragte der Schulvorstand den Fremdling. „Ich habe ein Juweliengeschäft, das ich schon zwanzig Jahre betreibe?“ — „Spricht Ihr Sohn deutsch?“ — Da erstante ich über die Frage. Warum soll der Sohn eines deutschen Kaufmanns nicht deutsch sprechen. Aber der Mann lächelte: „Leider nicht! Meine Frau ist Italienerin!“ Als er gegangen war, fragte ich den Schulleiter: „Das ist aber doch unerhört?“ Der zuckte die Achseln: „Leider nein! Das erste, was der Deutsche bei uns im Stiche läßt, ist sein Deutschtum. Denn das erste und das letzte, was er sucht, ist: sein Geschäft!“ Das mochte hart, wohl zu hart ausgedrückt sein. Aber es kennzeichnet den Geist, der über uns kam wie aus dem Abgrund. Dieser Geist würde unser Ruin sein. Gegen den heißt es sich wehren, wie gegen den schlimmsten Erbfeind.

Da hat die Frau eine große Aufgabe: „Macht euren Kindern die Heimat lieb!“ das ist eine der ersten Forderungen, die über jeder Kinderstube stehen sollte. Wozu sind die Winterabende da? Wozu haben wir die schönen Bücher mit den Heimatliedern und den Heimatfagen? Und wenn das blühende und lachende Land sich auf tut im Frühling und Sommer — was gibt es Schöneres als Jugendfreude im Heimatland? Nie darf ein Kind sagen: „Bei uns ist es langweilig!“ Wir gingen einmal zu zweit hier in unserem recht eintönigen Kieferwald spazieren. Da wies der neben mir gehende Freund hinaus nach der weiten Ebene, die im Abenddunst lag, während die Kiefernstämme im Schein der untergehenden Sonne wie geschmolzenes Gold schimmerten: „Siehe, das ist reine Schönheit!“ — Und da kommen die Leute und sagen, unser Karlsruhe sei tot! Sie kennen es nicht!“ Er hatte ganz recht: sie kennen es nicht. Sie

haben die Sprache seiner Seele nicht gehört. Aber unsere Kinder sollen diese Sprache hören — und sie sollen dadurch das Größte gewinnen, was es auf Erden zu gewinnen heißt: eine ganz reine, treue, selbstlose Liebe!

Ihr kennt die Ballade vom Grafen Archibald Douglas! Wie der verbannte Graf nach seinem Scotland zurückkehrt, weil er lieber sterben will als in der Fremde verderben, und wie der König ihn darum in seine Arme schließt:

Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat so liebt wie du!

Das ist's, was die Seele der Heimat uns geben will, den köstlichsten Schatz des Lebens: die Treue, die nie bricht! So wird die Seele der Heimat zum Reichtum unserer Seele.

Beileib keine Raubbaute!

Von Marie M. Schenk.



Wahr ist's — das geben die Zwieblinger ohne weiteres selbst zu —, der liebe Gott hat in ihrem am Rande der Ranhen Alb gelegenen Dorfe allerhand Kostgänger, wie schon die unterschiedlichen Spitznamen dartun. Da gibt es, um nur etliche zu nennen: den Pfluderer, den Hockernaze, den Häfelesgucker, den Gaigeihänsel, den Ragenmauser, den Bumser, den Drechpfliegel, und den Gockeler. Auch die „andere Sorte“ ist nicht minder gut vertreten; man braucht sie bloß aufzuzählen, und weiß schon, was die Glocke geschlagen hat. Oder wird einem nicht schon die halbe Lebensgeschichte offenbar, wenn man nur die Namen nennt, als da sind: die Schleicherin, die Koldererseppe, die Rättschamei, die Milchsupperin, das Alesinzkätterle, die Beckessergetrel und die Goshenurjel?

Man sieht, es ist eine schöne Musterkarte, darin die Tugenden entschieden etwas zu kurz gekommen sind; doch was auch immer für Untugenden darin verzeichnet sein mögen: eine fehlt — darauf schwören die Zwieblinger steif und fest — unter ihnen gibt es keine Raubbaute. — Alles andere — ja! Aber beileib keine Raubbaute!

Was zu beweisen ist!

Nehmt zum Beispiel gleich einmal den Belinger.

Das ist ein Bursch wie ein Baum so lang und so stark, mit ein paar Fäusten wie Schmiedehämmer. Wo die hinhauen, wächst sobald kein Gras mehr, und er tut nichts lieber als hauen, besonders am Sonntag, wenn es sonst nicht viel Handarbeit zu leisten gibt. Fallen je einmal aus irgendeinem Grunde die landesüblichen Sonntagshändel im Wirtshaus aus, so macht er es wie der Mattheis mit dem Eis: hat er